

Katrina Leno • Ich und mein anderes Leben



**DIE AUTORIN**

Katrina Leno wuchs in Connecticut auf und hat die Sommer ihrer Kindheit in Massachusetts am Meer verbracht, wo auch »Ich und mein anderes Leben« spielt. Sie schreibt seit ihrem 16. Lebensjahr und hat kürzlich ihr Studium in Creative Writing an der University of Connecticut abgeschlossen. »Ich und mein anderes Leben« ist ihr erster Roman.

Katrina Leno

# Ich und mein anderes Leben

Aus dem Englischen  
von Ute Mihr





Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage 2015

Erstmals als cbt Taschenbuch April 2015

Copyright © 2014 by Katrina Leno

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »The Half  
Life of Molly Pierce« bei HarperCollins Children's Books,  
a division of HarperCollins Publishers.

© 2015 cbt Verlag in der Verlagsgruppe Random House  
GmbH, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Englischen von Ute Mihr

Lektorat: Kerstin Kubitz

Das Zitat auf S. 6 wurde, mit freundlicher Genehmigung des

Reclam Verlags, Stuttgart, folgendem Band entnommen:

Vincent van Gogh, *Briefe*. Ausgewählt und herausgegeben

von Bodo Plachta. Aus dem Niederländischen und Franzö-  
sischen übersetzt von Christel Captijn-Müller und Winfried  
Jung. Stuttgart: © Philipp Reclam jun., 2011

Seite 62, Brief an Theo van Gogh (Cuesmes zwischen 22.  
und 24. Juni 1880)

Umschlaggestaltung: \*zeichenpool, München,

unter Verwendung von Motiven von © Arcangel Images  
(Benjamin Harte), Shutterstock

TP · Herstellung: kw

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30985-8

Printed in Germany

[www.cbt-buecher.de](http://www.cbt-buecher.de)

*Meinen Brüdern:  
für ihre zuverlässige & bedingungslose Unterstützung*

*»Wie es scheint, läuft jetzt im Augenblick für mich alles schlecht, und so geht es schon recht lange, und so kann es auch noch mehr oder weniger lange weitergehen, aber es ist auch möglich, daß alles besser wird, nachdem alles schiefgegangen zu sein scheint. Ich rechne nicht damit, vielleicht kommt es nie dazu, aber falls irgendeine Wendung zum Besseren einträte, würde ich das als einen Sieg betrachten, ich wäre froh, wenn ich sagen könnte, endlich! da war doch etwas da.«*

Vincent van Gogh an Theo van Gogh,  
Cuesmes zwischen 22. und 24. Juni 1880

© 2011 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart  
(Hervorhebung durch die Autorin)

# EINS

Immer wieder sind da ganze Zeitabschnitte, an die ich mich überhaupt nicht erinnere.

Ich wache in meinem Auto auf.

Ich fahre, aber ich weiß nicht, wohin ich fahre, und ich weiß nicht, woher ich komme.

Aber es ist mein Auto. Mit meinen Sachen.

Allerdings habe ich keine Ahnung, wie ich hierhergekommen bin.

Es sind nur ein paar Stunden vergangen. Ich erinnere mich, was ich heute Morgen angezogen habe, und ich trage die Sachen immer noch. Eine schwarze Strumpfhose. Ein geblühtes T-Shirt, das ich in die kurze Jeans gestopft habe. Einen grauen, abgetragenen Pullover mit Pillings. Mein Lieblingspullover.

Die Uhr in meinem Auto ist kaputt, und ich finde mein Handy nicht, sodass ich nicht weiß, wie spät es ist. Aber es ist noch hell draußen, und wir haben Oktober, ein warmer Okto-

ber, also muss es ungefähr zwei oder drei Uhr sein. Die Sonne geht jetzt schon früh unter. Habe ich wieder mal Unterricht verpasst? Manchmal verpasse ich Unterricht. Woran kann ich mich noch erinnern? Zehn Uhr? Elf? Geschichte – ich erinnere mich an Geschichte. Wir nehmen gerade den Zweiten Weltkrieg durch. Elementarmathematik habe ich auch belegt. Aber an diese Stunde kann ich mich nicht erinnern. Also muss ich gegen halb elf, elf die Schule verlassen haben.

Ich suche meinen Körper nach blauen Flecken und Kratzern ab, betaste mit den Fingern meinen Bauch und meine Arme und versuche so herauszufinden, ob alles in Ordnung ist. Manchmal bin ich völlig zerkratzt, manchmal habe ich Blätter und Zweige in den Haaren. Einmal war ich schon auf halbem Weg nach New York. Ich fuhr zu schnell, musste am Straßenrand anhalten, zu Atem kommen und herausfinden, wo ich umdrehen könnte.

Ich lebe an der Küste von Massachusetts in einer Stadt namens Manchester-by-the-Sea. Das ist der vollständige Name. Die Leute hier werden sauer, wenn Touristen den Namen abkürzen. Aber wir nennen unsere Stadt einfach Manchester.

Ich brauchte vier Stunden, bis ich wieder zu Hause war. Zwei Tankfüllungen. Ich war drei Stunden über die Zeit und hatte das ganze Wochenende Hausarrest. Hausarrest für etwas, an das ich mich nicht einmal erinnere.

Angefangen hat das ungefähr vor einem Jahr, aber ich habe noch keinem davon erzählt, auch wenn es immer schlimmer geworden ist. Ich kann es niemandem erzählen, weil ...

Dafür gibt es viele Gründe.

Ich habe Angst, dass sie mich für verrückt halten.

Ich habe Angst, dass sie mir nicht glauben.

Ich habe Angst, dass mit mir wirklich etwas nicht stimmt.

Aber bis jetzt komme ich damit klar. Ich kann damit umgehen.

Normalerweise geht es nur um ein oder zwei Stunden, manchmal auch nur um zehn Minuten. Manchmal schaue ich mir was im Fernsehen an, und dann wache ich im Garten auf, und die Sendung läuft noch. Das Ende kriege ich meistens noch mit, was wahrscheinlich gut ist. Auch wenn ich keine Ahnung habe, was vorher passiert ist.

Und offenbar verhalte ich mich nicht übermäßig auffällig. Denn ich bin ja auch vorher schon unter Menschen gewesen und niemand scheint etwas zu bemerken. Nur Hazel. Aber Hazel bemerkt alles.

Hazel ist meine Schwester. Sie ist dreizehn. Dann gibt es noch Clancy, unseren Bruder. Er ist fünfzehn und geht in die zehnte Klasse. Ich bin Molly. Ich bin in der zwölften und bald bin ich achtzehn.

Clancy bemerkt nie etwas.

Hazel schon.

Sie hat mich danach gefragt.

Ich tue dann so, als wäre sie verrückt, denn das ist am einfachsten.

Einmal habe ich sie gefragt, ob ich ihr manchmal anders vorkommen würde.

Ja, hat sie gesagt.

Aber auf eine Art und Weise, die sonst niemand bemerkt.

Wie meinst du das, habe ich gefragt.

Wenn ich Geheimnisse vor ihr hätte, hat sie gesagt, dann hätte sie auch Geheimnisse vor mir.

Es passiert vielleicht einmal in der Woche. Vielleicht nur alle zwei Wochen, manchmal öfter.

Keine Ahnung, was das bedeutet.

Ich hab darüber nachgedacht und ...

Es macht mir Angst.

Ich bin dann irgendwie verzweifelt und unfähig, meinen eigenen Körper zu kontrollieren. Zumindest dazu sollte man in der Lage sein, oder? Den Füßen sagen, dass sie sich bewegen sollen, und dann geht man. Den Armen sagen, dass sie sich heben sollen, und der Zunge, dass sie redet.

Dem Gehirn sagen, dass es sich erinnert.

Dass es bestimmte Dinge dem Gedächtnis anvertraut.

Ich glaube, irgendwas stimmt nicht mit mir.

Ich meine ...

Ich glaube, ich weiß, dass etwas nicht stimmt. So muss es sein.

Ich habe zum Beispiel Kopfschmerzen. Migräne. Manchmal ist es wirklich schlimm. Manchmal kann ich nicht in die Schule gehen und muss zu Hause im abgedunkelten Zimmer still im Bett liegen. Und manchmal muss ich mich in die gelbe Rührschüssel übergeben, die meine Mom neben mein Bett auf den Boden stellt.

Mein Therapeut sagt, die Kopfschmerzen hätten mit meinen »emotionalen Schwierigkeiten« zu tun.

Das sind seine Worte, nicht meine.

Er nennt es auch Depression.

Ich mag es nicht, wenn er das so nennt.

Meine Mutter spricht von meiner Melancholie. Aber das mag ich auch nicht.

Aber es ist etwas, das ist sicher.

Es ist nur ...

Ich muss einmal in der Woche zu einem Therapeuten und mit ihm über mein Leben und meine Probleme reden, aber die Tabletten nehme ich nicht mehr. Eine Weile habe ich sie genommen, aber ich mag sie nicht, und deshalb habe ich aufgehört. Sie nehmen die Tiefs, aber sie nehmen auch die Höhen, und deshalb schwebt man in einem merkwürdigen Zwischenzustand von farb- und geschmacklosen Augenblicken.

Aber darum geht es ja gar nicht ...

Ich will mich nicht umbringen.

Es ist nur manchmal so, dass ich überhaupt nichts verstehe, dass ich das Gefühl habe, das Gewicht des gesamten Universums lastet auf meinen Schultern, und ich sehe keinen Sinn in irgendwas. Ich möchte eigentlich nicht sterben, aber leben möchte ich auch nicht unbedingt.

Manchmal wünsche ich mir, ich könnte mich einfach im Schlaf davonstehlen. Und an einem besseren, einem ruhigeren Ort aufwachen.

Aber ich glaube nicht an den Himmel, deshalb bin ich nicht sicher, wo dieser Ort wäre.

Dummerweise habe ich anderen das erzählt. Also hat man mich zu einem Psychiater geschickt.

Und seither ist es besser geworden.

Keine Ahnung.

Manchmal ist es gut. Manchmal geht es mir gut.

An anderen Tagen dagegen.

Da fällt es mir schwer, mich zu unterhalten. Es fällt mir schwer, aufzustehen, mir die Zähne zu putzen, mich zu käm-  
men.

Meinen Freunden in der Schule zu begegnen. Oder ein Re-  
ferat zu schreiben. Sogar das Atemholen fällt mir schwer. Die  
Luft kommt mir manchmal so dick vor. Und sie schmeckt  
nach Rauch.

Keine Ahnung, warum ich so empfinde. Eigentlich ist  
mein Leben großartig. Perfekt, wirklich. Meine Eltern sind  
in Ordnung. Mein Bruder ist in Ordnung. Meine Schwester  
ist in Ordnung. Meine Freunde sind in Ordnung. Alles ist in  
Ordnung.

Das sage ich auch immer meinem Therapeuten, aber er  
zwingt mich wieder und wieder dazu, noch einmal von vorn  
anzufangen.

Er sagt: Hast du manchmal das Gefühl, dass du niemals  
glücklich sein wirst?

Ich antworte: Haben wir das nicht alle?

Er notiert etwas auf einen kleinen Block.

Ich sage: Das war nur ... Das war nur Spaß. Ich hab das  
nur im Spaß gesagt.

Er sagt: Machst du immer Späße dieser Art?

Ich sage: Ach Gott, Alex.

Ich soll Alex zu ihm sagen.

Ich habe ihm nichts von den fehlenden Zeiten erzählt.

Wie gesagt, ich habe niemandem davon erzählt.

Irgendwie will ich ...

Einfach dahinterkommen. Sehen, ob ich selbst dahinterkomme.

Ich hasse die Vorstellung, dass es einen Teil von mir gibt, den ich nicht verstehe. Den ich nicht kontrollieren, den ich nicht zähmen und den ich nicht aufhalten kann. Den ich nicht verändern kann. Das macht mich verrückt. Und es macht mich wütend. Und es macht mir Angst.

In der einen Minute ist es halb elf am Vormittag und du sitzt im Geschichtsunterricht – und in der nächsten Minute sitzt du im Auto und fährst, findest dein Handy nicht und weißt nicht, wie spät es ist und wie viele Stunden du verloren hast und wo du gewesen bist und was du getan hast. Und ob du nicht einfach deinen verdammten Verstand verloren hast.

Genau so fühlt es sich an. Als hätte ich meinen verdammten Verstand verloren. Als wäre ich verrückt geworden und würde nie wieder normal sein. Als sollte ich in der Sekunde, in der ich achtzehn werde, einfach meine Sachen packen und nach Alaska oder Schottland oder Rumänien auswandern – möglichst weit weg von allen, die ich liebe. Dort könnte ich mein Leben in einer ruhigen Stadt verbringen, Pullover stricken und sie an Straßenecken verkaufen, damit ich meine Miete bezahlen und Essen kaufen kann.

Ich kann nicht stricken. Aber das würde ich lernen.

Ich betrachte mich im Rückspiegel. Ich sehe genauso aus wie heute Morgen. Meine Haare sind zu einem Knoten zusammengebunden und ich wirke müde. Ich bin auf der Wa-

ter Street und fahre durch den touristischen Teil der Stadt. Zu beiden Seiten von mir sind kleine Läden. Meine Eltern besitzen hier einen Laden. Dort, auf der rechten Seite, ist er: »Bücher am Meer«. Wollte ich sie besuchen? Manchmal arbeite ich nach der Schule dort. Sie zahlen mir nur ganz wenig. Ich weiß sicher, dass die anderen Kassierer mehr bekommen. Meine Eltern sagen, ja, das stimmt, aber die anderen Kassierer bekommen kein Abendessen und keine Wohnung und keine Kleidung und kein Auto.

Dagegen ist nichts einzuwenden.

Ich setze den Blinker und biege nach links in die Prince Street ein.

Soll ich zurück zur Schule fahren? Mir eine Entschuldigung ausdenken, wo ich gewesen bin? Großmutter krank? Diese Entschuldigung benutze ich oft. Meine Großmutter ist tot. Alle meine Großeltern sind tot. Aber ich glaube, das weiß niemand. Wenn du sagst, dass deine Großmutter krank ist, stellen die Leute normalerweise keine Fragen.

Nach rechts in die Allen Street.

Ich fahre am besten nach Hause zurück, dusche und leg mich ein bisschen hin. Dann fahre ich um fünf wieder zum Buchladen und hoffe, dass die Schule meine Mutter bis dahin noch nicht angerufen hat. Ich sage ihr, dass ich wieder Unterricht verpasst habe. Vielleicht rufen sie auch meinen Vater an. Mit ihm ist es viel einfacher. Er wird nervös und nimmt jede Entschuldigung dankbar an, die ich anbringe. Er möchte einfach glauben, dass ich nicht verrückt bin.

Ich will nicht zurück zur Schule. Es ist schwer, einfach in

den Alltagstrott zurückzukehren, wenn man ein paar Stunden außerhalb von sich selbst verbracht hat. Oder innerhalb von sich selbst. Oder neben sich. Oder sonst wo. Wer weiß?

Nach links auf die Prescott.

Und da sehe ich ihn.

Auf der Prescott ist mehr Verkehr. Sie führt in die Innenstadt und reicht vom einen Ende der Stadt zum andern. Der schnellste Weg, die Stadt zu durchqueren.

Ich sehe ihn schon von Weitem im Rückspiegel. Keine Ahnung, warum ich ihn bemerke. Den Motorradfahrer. Er ist ganz in Schwarz gekleidet. Schwarze Jacke, schwarzer Helm. Er fährt zu schnell. Er schert immer wieder aus dem fließenden Verkehr aus und fädelt sich wieder ein, und ich weiß, dass etwas Schreckliches passieren wird, bevor es passiert. Ich habe das Gefühl, als hätte ich ihn schon mal gesehen, diesen Jungen auf dem Motorrad, und ich habe das Gefühl, als würde ich wissen, dass das, was gleich passiert, unvermeidlich ist. Er schlängelt sich mit hoher Geschwindigkeit zwischen den Autos hindurch, er überfährt die gelbe Linie, er kommt immer näher, und mir ist klar, dass ich es bin, hinter der er her ist. Ich bin der Grund, warum er so schnell fährt. Er will mich einholen.

Aber das ist verrückt.

Ich schaue auf, als die Ampel auf Gelb schaltet, aber da ich die Kreuzung schon halb überquert habe, fahre ich weiter.

Der Junge auf dem Motorrad bremst nicht. Die Autos um ihn herum halten an der roten Ampel an, aber er beschleunigt und versucht, schneller zu sein als der Verkehr, der die Prescott auf der Jacobson kreuzt.

Eine Sekunde lang glaube ich, dass er es schafft.

Aber er schafft es nicht.

Der Lastwagen prallt gegen sein Hinterrad, und der Junge fliegt durch die Luft, und ich schreie, ohne es zu bemerken, bremse, ohne es zu wollen, und verliere ihn irgendwo über dem Dach meines Autos aus den Augen. Reifen quietschen, und es kracht, als ein zweites Auto gegen den Lastwagen prallt, der gegen sein Motorrad gefahren ist, und plötzlich landet der Junge vor mir auf der Straße. Er ist von seinem Motorrad durch die Luft über mein Auto hinweggeflogen, und ich habe keine Ahnung, wie ich aus meinem Wagen gekommen bin, aber ich bin draußen, und ich schreie immer noch, und ich stürme zu ihm hin. Als ob ich ihn retten könnte. Aber auf der Straße ist Blut und aus seinem Helm und seinem Bein fließt Blut. Ein Bein ist gebrochen. Es liegt ganz verdreht da. Und ich weiß, dass er stirbt. Keine Ahnung, warum ich das weiß, aber ich weiß es, und ich sinke vor ihm auf die Straße und ziehe ihm den Helm vom Kopf. Warum? Keine Ahnung, warum. Mehr kann ich nicht tun.

Seine Augen sind offen. Er ringt nach Luft. Seine Augen sind grün, die Haare schwarz und die Lippen rot von dem Blut, das er hervorwürgt.

Scheiße, Scheiße, Scheiße, sage ich, hebe seinen Kopf von der Straße und bette ihn in meine Ellbogenbeuge. Mein Pullover ist voller Blut. Es ist mein Lieblingspullover und er ist voller Blut.

Scheiße, sage ich. Bitte stirb nicht. Ich kann nicht zusehen, wie du stirbst.

Er atmet ein bisschen durch. Mit dem Ärmel meines Pullovers wische ich ihm das Blut vom Mund und auf einmal weine ich. Ich hatte nicht bemerkt, dass ich weinte. Dieser Fremde wird sterben, aber ich möchte nicht, dass er stirbt. Bitte stirb nicht. Bitte stirb nicht.

Seine Augen heften sich auf mein Gesicht. Unsere Blicke treffen sich, dann wandert sein Blick über meinen Mund, meinen Hals, meine Ohren, meine Haare. Zurück zu meinem Gesicht, zu meinen Augen.

»Mabel«, sagt er.

Mabel?

»Ich bin nicht ... Egal, alles ist gut, du wirst nicht sterben.«

»Molly«, sagt er.

Er hat Molly gesagt?

Er hat meinen Namen genannt?

Woher? ... Woher? ... Woher?

»Woher weißt du meinen Namen?«, flüstere ich.

»Ich hab Scheiße gebaut«, sagt er.

»Aber woher weißt du meinen Namen?«

»Ich bin's«, sagt er. »Lyle.«

»Ich ... «

Ich kenne dich nicht.

»Bitte verlass mich nicht.«

»Ich verlass dich nicht.«

»Ich hab's wieder verkackt. Ich verkack es immer. Ich wollte nur. Ich wollte dich wiedersehen. Ich konnte nicht ... Ich musste es versuchen.«

»Ich weiß nicht, wer du bist.«

»Du darfst mich nicht verlassen«, sagt er. »Du musst bei mir bleiben, bis ich sterbe.«

»Du ... Sag das nicht. Du stirbst nicht.«

Du darfst nicht in meinen Armen sterben.

»Ich sterbe«, sagt er, »natürlich sterbe ich. Ich spüre, dass ich sterbe.«

»Du ... Du redest wirr.«

»Du wolltest ... Molly, bitte. Verlass mich nicht.«

»Woher weißt du meinen Namen?«

Er würgt wieder, und frisches Blut rinnt ihm aus dem Mund, und ich sehe nur, wie sich eine große, rote Lache auf dem Asphalt ausbreitet. Seine Augen verdrehen sich nach hinten und auf einmal bemerke ich die Menschen um uns herum. Sie schreien und eine Frau weint. Er wird sterben.

»Lyle!« Ich schüttele ihn. »Lyle! Wach auf!«

Mit flatternden Lidern öffnet er die Augen. Ich wische ihm das Blut vom Mund.

»Bitte stirb nicht«, flehe ich.

»Komm mit in den Krankenwagen«, sagt er und dann höre ich den Krankenwagen und das Martinshorn. »Fahr mit mir im Krankenwagen mit. Sag ihnen, dass du mich kennst. Ich heiße Lyle Avery. Mein Handy ist in meiner Tasche. Ruf meinen Bruder an. Sag ihm ... sag ihm, wo er uns findet.«

»Ich weiß nicht, woher du mich kennst.« Ich muss würgen. »Ich weiß nicht, wer du bist.«

»Ich weiß«, sagt er, »aber ich musste es versuchen.«

Das Martinshorn kommt näher. Der Menschauflauf um

uns herum wird immer größer, aber niemand versucht zu helfen. »Bitte stirb nicht«, flüstere ich.

»Du musst meinen Bruder anrufen. Seine Nummer ist eingespeichert. Er heißt Sayer.«

Sayer Avery.

»Ich weiß nicht, wer du bist«, sage ich schwach.

»Dann tu wenigstens so«, sagt er. »Tu es für mich.«

Die Frau schluchzt lauter. Lyle hustet wieder. Blut spritzt von seinen Lippen und landet überall auf mir. Er wird sterben. Er wird sterben und ich kann nichts dagegen tun.

Wenn ich mal gerne weg wäre, muss ich leben. Muss alles mitkriegen. Alles erleben.

Wenn ich mal gerne ein paar Stunden entfernt, meilenweit weg von dort, wo ich bin, aufwachen würde, dann muss ich hier sein und zuschauen, wie dieser Junge, den ich nicht kenne, würgend nach Atem ringt. Mit rot verschmierten Zähnen. Mit ganz weißen Augen. Und mit Wangen, aus denen alle Farbe weicht.

»Lyle«, sage ich, und er konzentriert sich wieder auf mein Gesicht. »Lyle. Du wirst wieder gesund.«

Ich liebe dich und du wirst nicht sterben.

## ZWEI

Jemand zieht mich von ihm weg.

Die Rettungssanitäter sind da. Sie schnallen ihn auf einer Trage fest. Einer fragt mich nach seinem Namen, und sie schreien ihn an, damit er die Augen öffnet. Ohne nachzudenken, mache ich einen Schritt nach vorn, greife in seine Tasche und ziehe sein Handy heraus. Jemand packt mich, hält mich an den Armen und schaut mir ins Gesicht, als fürchte er, ich könnte auch verletzt sein.

Nein, nein. Das ist alles sein Blut. Mir geht's gut, alles in Ordnung.

Dann schieben sie die Trage in den Krankenwagen, und ich stolpere auf einmal schreiend hinterher, voller Angst, dass sie ihn mir wegnehmen, dass er ohne mich stirbt.

»Lyle!«, rufe ich. »Bitte, ich muss bei ihm bleiben! Bitte!«

»Du kennst ihn?«, fragt einer der Sanitäter, ein dünner Junge mit roten Haaren. Er ist zu jung, um Rettungssanitäter zu sein. Wie kann er jemandem das Leben retten?

»Er ist mein Freund, bitte. Ich muss mit ihm mitfahren. Ich muss bei ihm sein. Er ist mein Freund. Er ist Lyle Avery. Er heißt Lyle Avery.«

Er will mich nicht mitfahren lassen. Das sehe ich an dem Schatten, der für den Bruchteil einer Sekunde über sein Gesicht geht. Aber dann überlegt er es sich anders, packt mich am Arm und schiebt mich hinten in den Krankenwagen hinein. Er schließt die Tür hinter mir, und ich mache mich so klein wie möglich, während diese Leute versuchen, Lyle das Leben zu retten.

Sie drücken ihm eine Sauerstoffmaske aufs Gesicht, aber er stößt sie weg und sagt: »Molly? Molly?«

»Ich bin da, Lyle, ich bin da.« Ich will die Hand auf seine Jeans legen, aber da ist überall Blut, und sein Bein ist gebrochen, deshalb ziehe ich die Hand weg und lege sie in den Schoß und dann ...

Und dann ist nichts.

Wir kommen beim Krankenhaus an. Ich stehe mit Lyles Handy in der Hand in einem Korridor und die letzten zehn, fünfzehn Minuten sind weg. Ich erinnere mich nicht an sie. Ich bin voller Blut und die vorbeigehenden Menschen starren mich an. Ich schaue auf eine geschlossene, zweiflügelige Tür, und ich weiß, dass Lyle irgendwo hinter dieser Tür ist und gerade stirbt.

Meine Hände sind voller Blut. Ich scrolle durch die Kontaktliste in Lyles Handy und finde ihn. Sayer, seinen Bruder. Ich drücke auf den Knopf, um ihn anzurufen, und halte mir das Handy ans Ohr. Meine Hände zittern. Und irgend-



Katrina Leno

## **Ich und mein anderes Leben**

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 12,5 x 18,3 cm  
ISBN: 978-3-570-30985-8

c**bt**

Erscheinungstermin: März 2015

### DIE UNBEKANNTE in dir

Schon immer hat Molly Erinnerungslücken. Ganze Stunden und Tage: einfach weg. Was während dieser Blackouts passiert, weiß sie nicht, nur, dass sie danach jedes Mal wie aus einem wilden Traum erwacht. Bis eines Tages nach einem Unfall ein tödlich verletzter Junge in ihren Armen liegt und behauptet, sie zu kennen. Aber Molly kennt diesen Jungen nicht. Oder doch? Als sie sich auf die Suche nach Spuren macht, gerät sie in den Sog einer verstörenden Wahrheit: Sie kannte den Toten, liebte ihn sogar. Aber nicht als Molly. Sondern als Mabel, ihr zweites Ich. Und Mabel hat die Oberhand, wenn Molly ihren Blackout hat.